**Abonnementspreis**
mit der wöchentlich zweimal erscheinenden Unterhaltungs-Beilage [illegible] Bringerlohn [illegible] Pf., bei Selbstabholung in den Ausgabestellen 60 Pf. pro Monat. Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste [illegible]) pro Vierteljahr M. 2.75. Unter Kreuzband für Deutschland und Oesterreich-Ungarn [illegible] M., für das übrige Ausland 7 M. pro Vierteljahr.

**Redaktion**
Zwingerstraße 22, part.
Sprechstunde
an Wochentags von 12 bis 1 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Telegramm-Adresse:
„Arbeiterzeitung Dresden.“

# Sächsische Arbeiter-Zeitung

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

**Inserate**
werden die 6 gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet und bei mehrmaliger Wiederholung wird Rabatt gewährt. [illegible] 15 Pf. Inserate müssen bis spätestens [illegible] 10 Uhr früh in der Expedition abgegeben sein und sind im voraus zu bezahlen.

**Expedition:**
Zwingerstraße 22, part.
Geschäftszeit von morgens 8 bis abends halb 8 Uhr.
Telephon: Amt I, Nr. 1769.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Nr. 24. | Dresden, Donnerstag den 30. Januar 1902. | 13. Jahrg.

## Der „schlaue“ Tirpitz.

Der gestern von uns auszugsweise mitgeteilte Geheimerlaß des Reichsmarineamtes, den der Vorwärts pflichtgemäß und prompt der Oeffentlichkeit zugänglich machte, hat folgenden Wortlaut:

Bei Aufstellung der Berechnungen zum jetzigen Flottengesetz diente als Grundlage für die Gesamtentwickelung der Marine lediglich der Gesichtspunkt, jährlich eine **gleiche Anzahl von Schiffen in Bau zu geben**, und zwar wurde das jährliche Bautempo auf

2 Linienschiffe,
1 großen Kreuzer,
3 kleine Kreuzer

festgelegt.

Eine parallel laufende **planmäßige Steigerung der Indiensthaltungen, im besonderen der möglichst beschleunigte organisatorische Aufbau der Schlachtflotte, mußte in den Berechnungen vorläufig außer Acht gelassen werden, da eine dem anwachsenden Schiffsbestande entsprechende Steigerung der Indiensthaltungen für die Jahre 1905 bis 1910 so hohe Bedarfszahlen für die „Fortdauernden Ausgaben“ ergeben hätte, daß die Flotten-Vorlage ohne neue Steuern nicht durchführbar gewesen und infolgedessen aufs äußerste gefährdet worden wäre.**

Nach den bisherigen Absichten soll dem Reichstage **im Winter 1904—05 eine Novelle zum Flottengesetze** vorgelegt werden.

Der Inhalt der Novelle selbst wird sich zwar nur auf **die zahlenmäßige Vermehrung der Auslandsschiffe** erstrecken, die bezügliche Begründung aber wird

1. den Schiffsbauplan für die nächsten 5 Jahre (1906 bis 1910),

2. einen Ueberblick über die Entwickelung der Gesamtkosten der Marine innerhalb dieser Bauperiode (1906—1910) geben müssen.

Falls im Winter 1904—5 die finanziellen und innerpolitischen Verhältnisse des Reiches dies irgendwie gestatten, wird man den Versuch machen müssen, in der vorzulegenden Begründung zur Flottennovelle, die planmäßige Entwickelung der Indiensthaltungen in den Jahren 1906—1910 dem wachsenden Schiffsbestand und dem zu beschaffenden Berufspersonal anzupassen und zu diesem Zwecke eine **ausreichende Steigerung der „Fortdauernden Ausgaben“ in den Berechnungen vorzusehen.**

Eine wie hohe jährliche Steigerung der „Fortdauernden Ausgaben“ seiner Zeit in der Reichstags-Vorlage in Aussicht genommen werden kann, ist eine etatspolitische Frage, deren Entscheidung vorbehalten bleiben muß.

Von größter Wichtigkeit aber ist es, baldmöglichst klare Anschauungen darüber zu gewinnen, welche Steigerung der Indiensthaltungen nach Maßgabe des zu beschaffenden Berufspersonals bis zum Jahre 1910 einschließlich bei normaler Entwickelung möglich ist, und welche Geldmittel dazu erforderlich sind.

Zu diesem Zwecke ersuche ich, im Einvernehmen mit den anderen beteiligten Gruppen des Hauses:

1. einen Indiensthaltungsplan nach Maßgabe des 1910 verfügbaren Schiffbestandes und des bis 1910 bereit zu stellenden Berufspersonals (Kapitel 52),
2. den Gesamtbedarf an Militärpersonal (Kapitel 51) zur Durchführung dieses Indiensthaltungsplanes aufzustellen und mir vorzulegen.

Als Muster für den Indiensthaltungsplan ist der alljährlich für den Etat aufgestellte Indiensthaltungsplan unter namentlicher Aufführung der einzelnen Schiffe bezw. Angabe des Schiffstyps zu benutzen, damit nach diesem Plan Kapitel 52 berechnet werden kann.

Eine Schiffsliste der im Jahre 1910 dienstbereiten Schiffe liegt bei.

Bei Aufstellung derselben ist angenommen, daß

1. das jetzige Bautempo von jährlich 2 Linienschiffen, 1 großen Kreuzer und 3 kleinen Kreuzern auch von 1906 bis 1910 beibehalten wird,

2. Linienschiffe und große Kreuzer 5 Jahre, kleine Kreuzer 4 Jahre, Torpedoboots-Divisionen 3 Jahre nach der Bewilligung ihre Probefahrten beendigt haben und dienstbereit sind.

Bei Aufstellung des Indiensthaltungsplanes ersuche ich im besonderen folgendes zu erwägen:

A. Auslandsschiffe.

**Wir werden bis zum Jahre 1910, also für 8 Jahre, mit einer erheblichen Steigerung der Auslands-Indiensthaltungen rechnen müssen.**

(Folgt ein Tableau und unter **B. ein Verzeichnis der heimischen Schlachtflotte.**)

Der Staatssekretär des Reichs-Marine-Amts.
gez. v. Tirpitz.

Staatssekretär von Tirpitz wurde gleich gestern in der Budgetkommission über diesen Geheimerlaß zur Rede gestellt. Der freisinnige Abgeordnete Dr. Müller-Sagan interpellierte ihn vor Eintritt in die Tagesordnung. Tirpitz erklärte, der Erlaß sei echt. Er bedauere zwar, daß der Erlaß entwendet worden sei, erkenne aber nicht an, daß darin irgend etwas Verfängliches enthalten sei. Der Erlaß hätte ruhig in der Nordd. Allg. Ztg. veröffentlicht werden können. Eine erhebliche Verstärkung der Auslandsflotte sei unbedingt erforderlich. Eine solche Forderung habe er für 1905—1906 schon bei der Beratung des letzten Flottengesetzes angekündigt.

Abg. Bebel (Soz.) riet ihm darauf, solche Erlasse in der Nordd. Allgem. Ztg. zu publizieren, denn sonst würden sie doch im Vorwärts erscheinen. — Abg. Müller-Fulda (Zentr.) bestritt auf das entschiedenste, daß eine weitere Neuforderung für die Marine (Auslandsflotte) für die Geltungsfrist des Flottengesetzes vom Staatssekretär angekündigt worden sei. Im Gegenteil seien derartige Befürchtungen vom Regierungstische aus als gegenstandslos bekämpft worden.

Tirpitz verlas sodann aus den Verhandlungen des Reichstags vom 6. Juni 1900 seine Erklärungen über die Auslandsschiffe. Schon damals sei eine Vermehrung als notwendig bezeichnet worden. Diesen Standpunkt habe er auch in der Folgezeit vertreten, wie sich aus seiner Korrespondenz mit dem Reichsschatzamt ergebe, die er im Wortlaute mitteilte. Er hoffe, daß diese Angaben eine Beunruhigung der Bevölkerung verhüten würden.

Abg. Dr. Müller-Sagan ist im Gegenteil der Meinung, daß die Mitteilungen des Staatssekretärs über die gesteigerte Indiensthaltung sowohl wie über die gesteigerte Vermehrung der Auslandsschiffe allgemein alarmierend wirken werde. Der Staatssekretär habe doch nur aus der Korrespondenz mit dem Reichsschatzamt nachgewiesen, daß er mit Hochdruck auf eine neue Marinenovelle hinarbeite. — Abg. Bebel (Soz.) wünscht die Erklärung des Staatssekretärs zu Protokoll gegeben. — Graf Oriola (natl.) erklärt, die Nationalliberalen hätten lebhaft bedauert, daß 1900 die Auslandsschiffe gestrichen seien. Auch heute erachteten sie eine Vermehrung für dringend geboten. — Abg. Müller-Fulda (Zentr.) bestreitet, daß die Erklärungen des Staatssekretärs oder die Verhandlungen des Reichstags irgendwie auf eine erhöhte Indiensthaltung oder auf eine Vermehrung der Auslandsflotte über den Rahmen des Flottengesetzes hinaus, hinausgelaufen seien. Der Reichstag habe sich in keiner Weise gebunden. Wenn die Linke nur fest bleibe, würden keine Auslandsschiffe bewilligt werden. — Abg. Dr. Müller-Sagan weist den Vorwurf zurück, als sei auf die Linke kein Verlaß. Abg. Müller-Fulda solle nur seiner Zeit gegenüber Mehrforderungen eine größere Festigkeit beweisen als bisher.

Damit schloß vorläufig die Erörterung. Wenn der Marineetat im Plenum an die Reihe kommt, werden wir uns mit dem oberschlauen Marinetirpitz wieder sprechen!

Wie die Nationalliberalen in der Budgetkommission, so möchten die marinefrommen Blätter im Lande die Pläne der Wasserferen als ganz harmlos hinstellen. Aber mit diesem plumpen Fälschertückchen werden sie das Volk nicht kirre machen können. Der Wasserfurt und die überfliegende Weltallspolitik, die in dem Worte ihr Kennzeichen fand, in der ganzen weiten Welt dürfe keine wichtige Entscheidung ohne Mitwirkung des deutschen Kaisers getroffen werden, — diese ganze nebelhafte Zickzack- und Sturmflottpolitik bringt für unser Volk die schwersten Gefahren mit sich; sie legt ihm Lasten auf, die es in dieser Höhe nicht mehr tragen kann. Sie vollendet das Werk der Zerrüttung, das die Zollpolitik auf anderem Wege begonnt. Aber nicht nur das: auch aus anderen Gründen treten wir schroff gegen die Pläne des Reichsmarineamts auf. Sie sind ein Stück des Marineabsolutismus, dem ein Dämpfer aufgesetzt werden muß. **Das Zugeständnis, daß er eine vorauszusehend erhebliche Steigerung der Ausgaben erkannt, aber aus „taktischen“ Gründen dem Reichstage verschwiegen habe, müßte dem Staatssekretär und mit ihm seinen Plan unmöglich machen.** Diese unqualifizierbare „Taktik“ ist der Punkt, auf den es hier besonders ankommt. Wir gehörten nicht zu den Naiven, die da meinten, der mit gütiger Unterstützung des Zentrums und der immer begeisterten Nationalliberalen großgepäppelte Neptunkult werde sich an den beiden ersten Massenopferungen genügen lassen, aber wir glaubten doch, das Reichsmarineamt werde sich von solchen Schleichwegen fernhalten, denn das ist seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit.

Die albernen Redensarten der „Ordnungsblätter“ gegen die Art der Enthüllung übergehen wir: der Vorwärts hat sich ein Verdienst erworben, als er dem deutschen Volke den „schlauen“ Tirpitz in bengalischer Beleuchtung zeigte.

## Politische Uebersicht.

### Und das nennt sich Sozialreform!!

Die gestern von uns im lokalen Teil veröffentlichte neueste Verordnung des Bundesrats über die Beschäftigung von Gehilfen

## Arbeiter.

**Roman von Alexander L. Kielland.**

(18. Fortsetzung.) [Nachdruck verboten.]

XIII.

Am ersten Juli wurde der Ministerialbote Anders Mo in der Dreifaltigkeitskirche mit Jungfrau Christine Vatnemo getraut.

Außer den Eingeladenen waren noch eine Masse Menschen in der Kirche; befand sich doch der Staatsrat Bennechen selber im Gefolge, und außerdem war es ja ein interessantes Paar: der alte Mann und das junge Mädchen.

Uebrigens nahm sich das Paar gar nicht so übel aus. Wenn man von dem weißen Haar absah, war Onkel Anders mit seiner steifen weißen Halsbinde, im Frack und mit der goldenen Uhrkette, einem Geschenk des Staatsrats, ein recht stattlicher Bräutigam. Und Christine war so groß und so bäurisch, daß ihre Jugend nicht allzu sehr in die Augen fiel. Dazu kam, daß sie blaß und matt aussah.

Die Familie des Staatsrats Bennechen war auf dem Lande. Und Frau Bennechen war in ihrer Liebenswürdigkeit so weit gegangen, daß sie den Speisesaal und das anstoßende Zimmer zu dem Hochzeitsfest zur Verfügung gestellt hatte.

Als das Gefolge aus der Kirche kam, wurde zunächst unten in der Portierswohnung ein Glas Wein getrunken, und der Staatsrat hielt dabei eine kleine Rede auf das Brautpaar. Dann aber verließ er die Gesellschaft, und diese begab sich nach oben, wo die Hochzeitstafel gedeckt war.

Das Brautpaar nahm in dem Zimmer neben dem Speisesaal Platz und nahm hier die Gratulationen der Gäste entgegen, die sich noch und nach einfanden; außer dem eigentlichen Gefolge war nämlich eine ganze Gesellschaft eingeladen.

Redakteur Mortensen, der jetzt, nachdem der Staatsrat gegangen, der vornehmste Gast war, bewegte sich ganz ungeniert im Salon, sprach laut und riß Witze. Die übrigen aber saßen stumm und feierlich die Wände entlang, und zogen die Füße ganz unter die Stühle.

Christine wunderte sich über die vielen Bekanntschaften, die ihr Mann hatte, und es imponierte ihr, so viel feine Stadtleute versammelt zu sehen. Schließlich waren alle Sitzplätze von geputzten Frauen eingenommen, ein junges Mädchen saß sogar auf dem Schoße eines anderen. Die Herren stellten sich draußen im Vorsaal auf, nachdem sie drinnen vor dem Brautpaar eine feierliche Verbeugung gemacht hatten. Es war still wie bei einem Begräbnis; nur hörte man hie und da ein Wort des Redakteurs oder einen dumpfen Lärm aus der Küche.

Da waren ein paar Ministerialboten mit ihren Frauen und Töchtern, dann Polizeidiener Andersen und Polizeidiener Knudsen — dieser war indessen nur probeweise angestellt und stand daher unter Andersens Aufsicht. Dann waren da: Feldwebel Knoff in Uniform und Handschuhen. Schornsteinfeger Lunde und Frau, eine Schwester des Polizeidieners Andersen, der wegen seiner gesellschaftlichen Talente geschätzte Appellationsgerichtsbote Paalsen und Frau Grüner, die für den König kochte, wenn er in der Hauptstadt war. Unter der übrigen Gesellschaft befanden sich ein Hafenmeister, zwei, drei Feldwebel und Eisenbahnbeamte in Uniform und ihre Damen.

Die Köchin kam alle Augenblicke draußen im Vorsaal zum Vorschein und machte dem Bräutigam Zeichen; der aber schüttelte den Kopf und sah nach der Uhr.

Endlich aber entstand unter den Herren an der Thür eine Bewegung, und zwei Damen traten ein. Die erste war ein großes schönes Mädchen mit blondem Haar und großen glänzenden Augen. Sie trug ein helles Seidenkleid und um den Hals eine silberne Kette mit großem Medaillon. Die zweite war eine korpulente Frau von etwa 40 Jahren mit glattgestrichenem Haar und zwei kleinen Schmachtlocken an den Ohren. Auf der einen Seite des Kopfes trug sie eine hochrote Rose, auf der anderen einen kleinen Kolibri in einem Knoten von schottischem Band. Ihre volle Büste war in ein Mieder aus dunkelrotem Sammet eingezwängt — vorn ausgeschnitten und von einer hufeisenförmigen goldenen Brosche zusammengehalten. Sie trug einen schwarzseidenen Rock, auf den kleine Rosenbouquetts aufgebeitet waren.

**Redakteur Mortensen gab seiner Bewunderung lauten Ausdruck, als die beiden Damen durch das Zimmer gingen, und die ältere schlug scherzend nach ihm mit dem Fächer.**

„Meine liebe Christine,“ sagte jetzt der Bräutigam mit der ihm eigenen Würde, „gestatte mir, daß ich Dir Fräulein Eveline Nielsen vorstelle, die uns die Ehre erweisen wird —“

„Ach, Herr Mo! Ehre und Vergnügen sind ganz auf meiner Seite,“ antwortete die junge Dame und lächelte freundlich. Sie hatte prachtvolle, frische Zähne, und Christine fühlte sich sehr zu ihr hingezogen — wenn sie nur nicht so fein gewesen wäre!

Darauf stellte der Bräutigam weiter vor: „Meine langjährige Freundin, Frau Glancke.“

Die kleine korpulente Dame flog auf Christine zu, gab ihr einen feuchten Kuß auf den Mund und versicherte mit einem Schwall von Worten, Christine sei die süßeste Braut, die sie je gesehen habe — ohne Uebertreibung! — die allersüßeste.

Nun sollte man zu Tisch gehen.

Redakteur Mortensen näherte sich, den Hut in der Hand, mit einer tiefen Verbeugung Fräulein Nielsen und sagte: „Unser Wirt hat mir die besondere Ehre erwiesen, das gnädige Fräulein zu Tisch führen zu dürfen.“ Er bot ihr zierlich den Arm und schloß sich dem Brautpaar an.

Dann kamen Feldwebel Knoff und Frau Glancke, Schornsteinfeger Lunde und Frau Paalsen, Polizeidiener Andersen und Frau Grüner, Appellationsgerichtsbote Paalsen und Frau Lunde und dann der Rest der Gesellschaft, paarweise geordnet nach Angabe der kleinen Tischkarten, die der Kutscher des Staatsrats im Vorsaal verteilt hatte.

Die Hochzeitstafel war hufeisenförmig gedeckt. In der Mitte der kurzen Seite saß das Brautpaar, links Knoff und Frau Glancke, rechts Redakteur Mortensen und Fräulein Eveline. Ihnen gerade gegenüber im Hufeisen saßen Lunde und Paalsen mit ihren Damen, und die übrige Gesellschaft nahm an den beiden Seitenflügeln Platz.

Polizeidiener Andersen war äußerst geschäftig und veranlaßte viele Aenderungen der Tischordnung, bis es ihm endlich gelungen war, Knudsen sich gerade gegenüber zu bekommen.

„Ich will Ihnen nämlich verraten, Madame Grüner,“ flüsterte der Polizist, „er ist probeweise angenommen, sehen Sie. Und ich muß auf ihn aufpassen.“

Madame Grüner zeigte wenig Lust, ihn anzuhören. Sie war mit ihrem Platz und ihrem Tischherrn nicht zufrieden. Sie hatte sich nämlich darauf gespitzt, den Feldwebel zum Kavalier zu bekommen und neben dem Brautpaar zu sitzen. Deshalb legte sie auch, nachdem sie von der Suppe gekostet hatte, den Löffel weg und murmelte verächtlich: „Liebig!“

Sonst wurde anfangs unter tiefem Schweigen gegessen. Man hörte nichts anderes als das gleichmäßige Klappern der Löffel

SLUB
Wir führen Wissen.
http://digital.slub-dresden.de/id416950779-19020130/1
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft
DFG